

Die Siegertexte

Schreibwettbewerb 2026

Kategorie A

1. Sophia Schuster (2bUG):
   Mein Mensch

2. Lotta Surber (1bUG):
   Gitterstäbe
   Arianne Kronenberg (1f):
   Manche Menschen verabschieden sich, ohne zu wissen, dass es ein Abschied ist

3. Malin Eigenmann (1e):
   Du hast es selbst gezeigt
   Antonia Zogg (1i):
   Lieblingsmensch

Kategorie B

1. Teodora Zecevic (2pG):
   Mach die Augen zu

Anerkennungspreise:

- Amélie Luftensteiner (3cNP):
  Mein Blut sei Wurzeln
- Shaimaa Jammal (4gNP):
  Ich ohne mich
- Mia Bruderer (2dNP):
  Wenn ein Mensch zum Menschen wird
- Niloofer Rezai (3dNP):
  Der Sommer danach

Mein Mensch

Otto wurde als kleiner Rauhaardackel-Welpe geboren. Solange er klein war, wünschte er sich oft wie die Menschen zu sein, die er für gut, stark und überlegen hielt. Doch schon bald sollte er die Kehrseite des menschlichen Wesens besser kennenlernen.

Alles begann damit, dass er zu der jungen und etwas einsamen Rosa Bäcker kam. Für Otto war Rosa aber viel mehr als nur seine Besitzerin, sie war seine neue Mutter, die ihn fütterte und sich um ihn kümmerte. Otto war ein kluger und aufmerksamer Hund. Er spitzte immer - so gut es ging - seine Schlappohren, um ja nichts Interessantes zu verpassen. Ausserdem beobachtete er gerne alles Mögliche, insbesondere die Menschen, die sich alle einerseits sehr ähnelten, andererseits auch so verschieden waren. Er fragte sich, wie es möglich war, dass Menschen kein Fell hatten wie er. Dafür hatten sie aber umso mehr Haare auf ihrem Kopf. Otto mochte Rosas weiches Haar, es roch gut und er liebte es, daran herumzuknappern. Rosa mochte das erstaunlicherweise gar nicht. Lieber kraulte sie ihn ausgiebig auf dem Sofa, während sie in einen Kasten schaute, in welchem sich andere Menschen bewegten und redeten. Das war auch so eine Sache mit den Menschen, dachte Otto, sie reden unglaublich viel. Rosa redete auch oft mit Otto, obwohl sie wusste, dass er ihr nicht antworten würde. Trotzdem lauschte er gerne ihrer Stimme. Sie war warm und klang nach zuhause. Ottos Meinung nach konnte man an der Stimme eines Menschen erkennen, ob er etwas Gutes im Schilde führte oder nicht. Und natürlich an ihren Augen und ihrem Geruch. Denn sonst, das merkte Otto schnell, konnten sich die Menschen gut verstellen und verbergen, wer sie tief im Inneren waren. Für die Intuition der Menschen um ihn herum hatte er ein Gespür und das nicht nur, weil er ein Hund war. Er war sich sicher, dass Menschen das auch gut konnten und es manchmal nur nicht recht wollten. Sogar die liebsten Menschen schienen oft vorschnell zu handeln und einfach auf Grund des Aussehens oder der Verfassung eines Mitmenschen zu urteilen.

Das machte vieles vorübergehend einfacher, war jedoch auf lange Sicht kein guter Ansatz, fand Otto. Das merkte er sogar bei Rosa, die niemandem etwas zuleide tat. Und doch schien sie gewisse Personen zu meiden, wie zum Beispiel den älteren Herrn, der immer mit seinem Hund vor dem Supermarkt sass. Otto mochte den Mann und seinen Hund, der Mann schien ein grosses Herz zu haben, besonders für Hunde. Obwohl Otto merkte, dass der Mann selbst nicht viel hatte, gab der Alte ihm immer einen kleinen Leckerbissen, wenn er vor dem Supermarkt auf Rosa wartete. Und Otto fragte sich jedes Mal wieder, weshalb der Mann dort hockte und nicht wie Rosa und er in einer warmen Wohnung wohnte. Das war vielleicht einer der Gründe, weshalb Rosa den Mann mied und kaum mit ihm ins Gespräch kam, überlegte Otto. Er konnte sich das nicht erklären, weshalb es der Mann nicht auch verdiente, in einer hellen und gemütlichen Stube zu sitzen, statt sich hier in eine Nische zu kauern. Und nur zu gerne hätte Otto Rosa seine Meinung zu dem Herrn gesagt, doch das ging ja leider nicht. Otto war sich sicher, dass Rosa ihn verstehen würde, wenn er nur sprechen könnte. Denn sie war ausserordentlich klug, das merkte man, sobald sie ihren Mund öffnete. Doch beizeiten hatte er das Gefühl, dass sie nicht genug unter Leute kam, um Gespräche zu führen. Das war bestimmt ausschlaggebend für sie gewesen, sich Otto zu holen, und er hätte nicht glücklicher sein können. Und doch fand er, sollte Rosa mehr mit echten Menschen reden. Aber er hatte schon oft erlebt, dass das einfach so war bei Menschen; - wollten sie etwas nicht, so taten sie es nicht.

Ausser diese Sache, die Rosa „Arbeit“ nannte. Daran kam man als Mensch wohl nicht vorbei. Rosa stand jeden Morgen auf, nachdem ihr furchtbar lauter Wecker geklingelt hatte. Sie trank dann immer einen Kaffee und führte Otto eine Runde aus. Nach dem Gassigehen fuhr sie los zur Arbeit. Was genau sie dort tat, wusste Otto nicht. Er ahnte nur, dass sie etwas brauchte, das sich Geld nannte, um an Hunde- und Menschenfutter heranzukommen. Aber anscheinend brachte das Geld nicht nur Vorteile mit sich, sondern machte den Menschen oft auch grosse Sorgen.

Deswegen war Otto dann doch froh, ein Hund zu sein. Menschsein schien zwar aufregend, jedoch auch mühsam und kompliziert. An allen Ecken lauerten Verpflichtungen auf den Menschen und Otto war mehr als erleichtert, diese Feinde nicht fürchten zu müssen. Da blieb ihm mehr Zeit, die Menschen zu ergründen. Otto wollte sie zu gerne verstehen, auch wenn er sich nicht sicher war, ob es ihm je gelingen würde.

Sophia Schuster2bUG (Rang 1)

Gitterstäbe

Die Gitterstäbe, die unser Gehege sicherten, waren enorm stabil. Nicht nur einmal hatte Anima in der Nacht versucht, daraus auszubrechen. Ihr orange-schwarzes Fell trug viele Narben. „Diese blöden Menschen! Kein Tiger sollte eingesperrt sein“, brüllte sie, als sie wie so oft rastlos durch unsere begrenzte Umgebung streifte. Zwei kleine Kinder fuhren erschrocken zusammen, als sie das aggressive Knurren hörten.

„Vielen von unseren wildlebenden Artgenossen geht es schlechter als uns, also reg dich ab“, ertönte die ruhige Stimme von Ben. Anima antwortete darauf mit einem Fauchen. Eines der beiden Kinder begann zu weinen und lief zu seiner Mutter. „Angstmensch“, kommentierte das vernarbte Weibchen darauf nur, was das Kind natürlich nicht verstand. „Dein Hass auf die Menschen ist völlig unnötig“, sagte Ben. Er lag auf einem Stein und sonnte sich in den warmen Strahlen, die auf uns herabschienen. „Ach ja, du weißt ja gar nicht, was die Menschen mir angetan haben“, gab Anima gereizt zurück. Ich hatte bis gerade eben noch unter einem Baum im Schatten gelegen. Jetzt hatte ich mich aber erhoben und fragte wie immer neugierig: „Was haben die Menschen dir denn angetan?“

Animas Tasthaare zuckten kurz. Dann begann sie zu erzählen: „Ich lief gerade durch den grünen, feuchten Regenwald Indiens …“, sie machte eine Pause und warf einen abwertenden Blick auf die Bäume und Büsche, die in unserem Gehege standen, schaute noch ein letztes Mal auf das von der Sonne verstümmelte Gras und fuhr dann fort: „… als diese Menschen kamen. Sie hatten Gewehre dabei. Ich bemerkte sie zu spät. Sie hatten auch Netze, die sie mir übergeworfen haben. Irgendwie verhedderte ich mich darin. Ich versuchte die Taue durchzubeißen oder zu zerreißen, aber sie waren zu stark. Die Menschen brachten mich zu einem großen, grünen Transporter. Dann stieg mir ein durchdringender Geschmack in die Nase, als das Auto losfuhr. Der Wagen hielt vor einem großen, grauen Block. Die Menschen trugen mich in das Haus rein. Ein hochgewachsener Mann hatte darin offenbar auf uns gewartet. ‚Endlich seid ihr hier. Bringt ihn nach hinten in die Nummer 14‘, sagte er mit einer rauen Stimme. Sie schleiften mich zu einem sehr kleinen Käfig und warfen mich förmlich rein. Der Muskulöseste schloss danach die Käfigtüre. Als ich sie anbrüllte, lachten sie nur und gingen. Nebst mir hatten sie auch noch einen Panther und zwei Löwen gefangen. Bestimmt noch mehr Tiere, aber die konnte ich nicht sehen. Sie hielten uns illegal als Haustiere. Ich habe lange dort gelebt.“

Oh, das erklärte einiges. Ich würde die Menschen vermutlich auch hassen, wenn sie mich gefangen hätten. „Wie bist du dann hierhergekommen?“, fragte Ben. Er hatte den Kopf erhoben und schaute zu, wie Anima immer noch auf und ab ging. „Einmal sind Menschen in Uniform gekommen und haben den hochgewachsenen Mann mitgenommen. Seitdem habe ich ihn nie wieder gesehen. Einen Tag später sind andere Leute gekommen. Sie trugen alle grüne Kleidung. Die haben uns mitgenommen und mich hierhergebracht“, beendete Anima ihre Erzählung.

„Menschen können auch nett sein“, schnurrte Ben. „Bevor ich hierherkam, lebte ich im Regenwald in Sumatra. Mein Lebensraum wurde immer kleiner und deshalb hatte ich auch mehr Konkurrenz beim Jagen. Dadurch kam es einmal zu einem Kampf. Mein Gegner war ein großes, stärkeres Männchen als ich. Er biss mich tief in die linke Vorderpfote. Ich konnte nicht einmal mehr richtig laufen. Aber Menschen fanden mich. Sie riefen den Tierschutzverband an und die pflegten mich gesund. Danach haben sie mich hierhergebracht. Ohne die Menschen wäre ich damals gestorben“, beendete Ben seine Erzählung. Anima schwieg kurz, dann gab sie zu: „Okay, Menschen können auch freundlich sein, aber das, was sie mir angetan haben, war grausam. Wie bist du hierhergekommen?“, fragte sie mich.

„Ich bin schon im Zoo geboren worden“, antwortete ich ihr. „Wie findest du das?“ Ben war mittlerweile aufgestanden. „Naja, es geht mir gut hier. Ich muss nicht hungern. Aber manchmal frage ich mich schon, was hinter diesen Gitterstäben kommt“, antwortete ich und schaute etwas sehnsüchtig ich in die Ferne.

Auf einmal ging überraschend die Türe des Geheges auf. Normalerweise öffnete sich nur die Tür zum Innengehege. Aber vermutlich hatte jemand den falschen Hebel bedient. Leute wichen zurück, als sie begriffen, dass wir frei waren. Auch Anima hatte es begriffen und rannte auf den Ausgang zu. Mit einem Brüllen verkündete sie: „Jetzt kann ich endlich Rache an den Menschen nehmen!“ Schon war sie aus dem Gehege raus. Weder Ben noch ich hatten sie daran hindern können. Mit Grauen sahen wir, dass sie sich auf einen kleinen Jungen stürzte, ihn an seinen Kleidern packte und hochhob. Die Mutter des Kindes schluchzte vor Verzweiflung auf. Anima wandte ihr den Kopf zu. Ihr Blick war hasserfüllt und wütend, sogar etwas mordlustig.

Doch plötzlich stand Trauer in ihren Augen. Sie schienen sogar mit der Frau mitzufühlen. Ganz langsam und behutsam legte sie das Kind auf die Erde. Überraschung überkam alle Zuschauer. Das Kind hatte gar nicht recht verstanden, was passiert war. Es streckte nur die kleinen Arme nach seiner Mutter aus, die sofort zu ihm hinstürzte.

Ben und ich standen noch immer geschockt im Gehege. Anima trottete langsam auf die Tür zu. Als die Tierpfleger mit Betäubungsgewehren kamen, befand sie sich schon wieder hinter den Gitterstäben. Die Art, wie sie den Kopf hängen ließ, drückte fast Scham aus. Sie legte sich in den Schatten eines Baumes und senkte den Kopf auf ihre gewaltigen Pranken.

Den Rest des Tages schwiegen wir alle.

Lotta Surber 1bUG (Rang 2)

Manche Menschen verabschieden sich, ohne zu wissen, dass es ein Abschied ist

Ich glaube, das Schwierigste an einem letzten Moment ist, dass man nie weiss, dass er gerade passiert.

Julien, ich weiss nicht, ob Worte dafür jemals ausreichen werden.

Ich wusste nicht, dass manche dieser Momente eines Tages zu Erinnerung werden. Ich wusste nicht, dass ich nie mehr einen Schneeball von dir angeworfen bekomme. Ich wusste nicht, dass ich nie mehr deine Stimme höre. Ich wusste nicht, dass ich nie mehr mit dir lachen kann. Ich wusste nicht, dass ich so früh lernen musste, ohne dich zurechtkommen zu müssen. Und ich wusste nicht, dass ich dir nie mehr etwas erzählen kann und du mir nie mehr einen Rat geben kannst.

Vielleicht hätte ich Dinge anders gemacht. Vielleicht hätte ich mich länger mit dir unterhalten. Vielleicht hätte ich mir mehr Details von dir eingeprägt. Vielleicht hätte ich mir mehr von deinen Worten gemerkt. Und vielleicht hätte ich einfach versucht, jeden einzelnen Moment bewusster wahrzunehmen.

Ich weiss es nicht. Ich weiss nicht, was ich anders gemacht hätte, wenn du noch da wärst. Ich weiss auch nicht, was ich sagen würde, wenn du jetzt vor mir stündest. Ich werde es auch nie herausfinden können. Damals war es nur ein Tag. Heute gäbe ich alles dafür, diesen einen Tag noch einmal erleben zu können. Nicht, weil ich glaube, dass sich dadurch irgendetwas verändern könnte, sondern weil ich gerne noch einmal wüsste, wie es sich angefühlt hat, als du noch da warst und ich nicht darüber nachdenken musste, dass du irgendwann fehlen könntest.

Ich vermisse deine Kommentare. Ich vermisse deine Art. Ich vermisse dein Lachen. Ich vermisse deine Anwesenheit. Ich vermisse deine Geduld. Ich vermisse deinen Umgang mit mir. Ich vermisse deine weisen Ratschläge. Ich vermisse die Momente, die ich früher niemals als besonders bezeichnet hätte. Ich vermisse dich - und das wird sich nie ändern.

Du hast viele und grosse Spuren bei mir hinterlassen. Vielleicht sind es nicht die grossen Dinge, aber es sind diejenigen, die für mich zählen. Die Geschichten. Die Erlebnisse. Die kleinen Momente. Die Freude, wenn ich dich wiedergesehen habe. Die Momente, die man niemals zurückbekommt, die aber trotzdem auf Dauerschleife im Kopf abgespielt werden. Und vielleicht ist das meine Art, dich noch ein Stück bei mir zu behalten. Indem ich mich erinnere. Indem ich einen Brief für dich schreibe. Indem ich meine Gedanken in Worte fasse. Es gibt so vieles, das ich dir jetzt erzählen würde, aber das kann ich nicht. Du bist nicht mehr hier und es tut weh. Es tut so weh, dass ich nicht weiss, wie ich damit umgehen soll, und ich weiss nicht, ob ein Brief an jemanden, der nicht mehr hier ist, überhaupt ankommt. Aber ich muss ihn schreiben. Ich muss ihn schreiben, für dich, für mich, für all die Worte, die nie gesagt wurden, für die Erinnerungen, die ich nicht verblassen lassen will, für all die Gedanken, die seit deinem Tod keinen Platz gefunden haben. Und vor allem für den Frieden und die Ruhe in mir, die es seit langem nicht mehr wirklich gegeben hat.

Wieso musstest du schon so früh gehen? Wir hätten noch so viele schöne Dinge, Momente und Erlebnisse zusammen geniessen können.

Weisst du eigentlich, wie oft ich noch an dich denke und wie sehr ich dich vermisse?

Wieso antwortest du nicht mehr?

Wieso realisiert man erst, wie schön es eigentlich mit einem Menschen war, wenn er weg ist?

Was würdest du mir sagen, wenn ich jetzt vor dir stünde?

Als du noch da warst, fühlte ich Ruhe. Ich sehnte mich nach dir, als du nicht da warst, und so ist es immer noch. Ich empfand Zufriedenheit, wenn wir etwas zusammen unternommen oder einfach Zeit zusammen verbracht hatten. Ich fühle tiefe Trauer, weil ich mit dem Gedanken klarkommen muss, dass du nicht mehr bei mir bist und es auch nie mehr sein wirst, aber ich hoffe, du wartest im Himmel auf mich. Ich weiss nicht, wann ich mich mit diesem Gedanken abfinden werde, aber auf jeden Fall noch nicht heute. Auch nicht morgen oder übermorgen. Und das ist okay, denn man darf traurig sein. Und man darf jemanden vermissen oder sich nach jemandem sehnen.

Trotz all dem möchte ich nicht, dass meine Erinnerungen an dich nur aus Trauer bestehen. Denn wenn ich an dich denke, denke ich nicht nur daran, dass du mir fehlst. Ich denke auch daran, dass du einmal da warst. Dass es dich gab. Dass ich dich kennenlernen durfte. Dass ich viele wundervolle Momente mit dir verbringen durfte. Dass es Erinnerungen gibt, die mir keiner nehmen kann. Vielleicht ist es das Schönste, was von einem Menschen bleiben kann: dass er in anderen Menschen weiterlebt. Heute weiss ich etwas, das ich damals nicht wissen konnte:

Manche Menschen verabschieden sich, ohne zu wissen, dass es ein Abschied ist.

Und manchmal versteht man erst viel später, dass der letzte gemeinsame Moment überhaupt nicht wie ein letzter Moment aussah. Er war nur ein gewöhnlicher Moment. Bis er plötzlich zu Erinnerung wurde. Zu einer Erinnerung, die ich für immer behalten werde.

Für dich, Julien (19.11.2006 – 12.02.2023)

Arianne Kronenberg 1f (Rang 2)

Du hast es selbst gezeigt

«Mach das Licht aus!» Mia erstarrt vor Angst und schaut aus dem Fenster. Draussen ist jedoch alles ruhig. «Vielleicht ist es nur ein dummer Scherz?», fragt sie sich und schaut das Profil an: Privates Profil, 0 Follower, 0 Beiträge, 0 Gefolgt - und ein schwarzes Profilbild. Etwas beruhigt lehnt sich Mia zurück und macht das Licht aus.

Keine 3 Minuten später zuckt sie zusammen. Ihr Handy hat vibriert. Langsam greift sie zu. Erleichtert seufzt sie, als sie sieht, dass es nur ihre beste Freundin Viktoria ist. Sie fragt, ob Mia morgen mit ihr zu Mittag essen komme. Beim nächsten Vibrieren erschrickt sie nicht mehr. «Das ist sicher nur ein Sticker von Viki», denkt und hofft Mia auch. Sie sieht das schwarze Profilbild und ahnt direkt, wer es ist. Diesmal schreibt er: «Du kannst dich nicht vor mir verstecken.»

Als sie am nächsten Morgen die Treppe von ihrem Zimmer herunterkam, sah sie völlig fertig aus. Unter ihren Augen zeichneten sich dunkle Schatten ab. Mia hatte in der Nacht kein Auge zugemacht. Immer wieder hatte sie die beiden Nachrichten gelesen. «Mach das Licht aus.» «Du kannst dich nicht vor mir verstecken.» Sie versuchte sich nichts anmerken zu lassen, doch innerlich fragte Mia sich, was sie tun soll. Denn sie glaubte nicht mehr, dass alles nur ein Scherz war. Wie konnte diese anonyme Person denn wissen, dass sie noch wach war? Mia seufzte: «Eigentlich hat doch alles so harmlos angefangen.»

Vor drei Tagen scrollte sie entspannt durch TikTok, bis sie einen alten Entwurf von sich fand, den sie selbst schon vergessen hatte. Kurzentschlossen postete sie diesen Entwurf. Später schaute Mia wieder nach, ob jemand das TikTok gesehen hatte. Und tatsächlich, das Kurzvideo hatte 485 Aufrufe und 268 Likes.

Am Abend schaute sie wieder: 12000 Aufrufe, 6700 Likes und 3200 Kommentare. Mia war begeistert! Endlich bekam sie die Aufmerksamkeit, die sie verdiente. Und nicht nur das: alle liebten sie. Und so kam es, dass Mia zusah, wie die Zahlen stiegen und stiegen. Am nächsten Tag hatte das Video schon 320000 Aufrufe mit 31000 Kommentaren. Und das Beste: 50000 neue Follower! Sie konnte es kaum glauben. Sie war jetzt berühmt! In jeder Pause, direkt nach der Schule, während dem Essen und sogar während dem Unterricht, Mia konnte einfach nicht anders. Immer schaute sie, wie viele neue Follower sie hatte. Sie fing auch an, regelmässig zu posten. Ein bis zwei Videos pro Tag, immer mehr neue Follower und Fans. «Mein Leben ist perfekt», dachte sie sich. Nur dass sich herausstellte, dass es doch nicht so war. Sie begann immer mehr von sich zu zeigen: Ihre Freunde, ihre Schule, ihr Zimmer, ihre Küche, ihre Familie... Sogar schon Freunde sprachen Mia auf ihr Influencer-Leben an: «Mia, willst du das wirklich der ganzen Welt zeigen?» Ach komm schon, was soll passieren. Das sieht doch sowieso niemand!», reagierte sie daraufhin nur.

Einige Tage später vibrierte Mias Handy. Da die Nachricht weder von ihrer Familie noch von Viktoria oder einem Fan stammte, fragte sie sich natürlich, wer es war. In der Nachricht stand: «Schöne Jacke hast du da an.» Zunächst dachte sie sich nichts dabei. Jedoch wurden es immer mehr und mehr Nachrichten, kleine Nachrichten wie: «Du hast einen schönen Schulweg.» oder «Ich beobachte dich.» Nach jeder neuen Nachricht wurde Mia immer beunruhigter und beschloss Viki davon zu erzählen. Wie diese vorgeschlagen hatte, wollte Mia nun für ein paar Tage lang aus Social Media verschwinden. Zum ersten Mal seit einer langen Zeit postete Mia einfach nichts mehr. Keine Story und auch kein Foto oder Video.

Am Abend des nächsten Tages passierte es dann doch. Mia war vor Schreck zusammengezuckt, als sie die Nachricht von einem unbekannten Absender las: «Warum bist du so still geworden?» «Woher weiss diese Person, dass ich absichtlich nichts poste?», fragt sie sich. Sie bekam keine halbe Stunde später die nächste Nachricht: «Falls du versuchst dich vor mir zu verstecken, kann ich dir sagen, das kannst du nicht. Ich beobachte dich die ganze Zeit.» Vor Entsetzen liess sie das Handy fallen. Mia überkam Panik. Während sie um Atem rang, überlegte sie, was sie jetzt unternehmen könnte. Sie konnte sich nur schwer beruhigen. Die Angst blieb, und weil sie allein war, hatte sie noch mehr Angst.

Die nächsten Stunden kamen Mia wie Tage, wenn nicht sogar Wochen vor. Sie tigerte in ihrem Zimmer auf und ab. Als es an der Haustür klingelte, dachte sie, wieso ihre Eltern nicht einfach reinkämen, sie hätten doch einen Schlüssel. Mia bekam eine Nachricht: «Mach auf!», und einige Sekunden später: «Ich weiss, dass du da bist!» Mia schaute auf die Nachricht. Dann zur Tür. Sie wagte es nicht, sich zu bewegen. Draussen hörte sie Schritte. Sekunden, die sich wie Stunden anfühlten, vergingen. Und dann auf einmal: Nichts mehr. Keine Schritte, keine Nachrichten, kein Klingeln. Sie schaute aus dem Fenster. Doch draussen war niemand zu sehen. Mia ging nach unten und schaute die Strasse hinauf, aber auch dort sah sie niemanden.

Am nächsten Morgen beschloss Mia ihren Account endgültig zu löschen. Bevor sie dies aber wirklich tat, schaute sie sich nochmal ihre alten Posts an. Und da erkannte sie etwas: Auf einem ihrer Videos war ihre Haustür im Hintergrund zu sehen. In einem anderen erblickte man ihre Schule. In einer Story hatte sie mal ihre Strasse gepostet. Je weiter sie nach unten scrollte, desto mehr fiel ihr auf, was sie getan hatte. Sie hatte ihr Leben öffentlich gemacht, immer und immer wieder kleine Informationen preisgegeben. Wann sie Schule hatte, auf welche Schule sie ging und wo sie sich mit ihren Freundinnen traf. Der Stalker musste Mia gar nicht suchen. Sie hatte ihm selbst Stück für Stück den Weg zu ihr gezeigt. Mia änderte ihre Entscheidung. Sie löschte ihren Account nicht, sondern ging zu ihren Eltern und erklärte ihnen alles. Gemeinsam suchten sie nach einer Lösung, indem sie den Account meldeten.

«Endlich ist es vorbei!», denkt sich Mia. Dann kommt auf ihrem Handy eine letzte Benachrichtigung. Ihre Mutter fragt: «Von wem?», und Mia schaut auf den Bildschirm. Diesmal ist es kein anonymer Absender. Dieser Account hat ein Profilbild. Mia starrt darauf. Ihr Herz beginnt zu schlagen, denn sie kennt diese Person. Sehr gut sogar.

Malin Eigenmann 1e (Rang 3)

Lieblingsmensch

«Darf ich dein Lieblingsmensch sein?», fragte er mich vor sechs Monaten. Die Frage, die unsere Leben veränderte.

Siebeneinhalb Jahre zuvor fuhr ich mit meinem Auto nach Hause, im Radio lief das Lied «Lieblingsmensch». Als ich jemanden am Strassenrand stehen sah, - komisch, wer stand denn bitte am Strassenrand, mitten im Nirgendwo, ohne sich zu bewegen? Er sah so aus, als bräuchte er ein Taxi oder jemand, der ihn in die Stadt fährt, also hielt ich an. Ich fragte ihn, ob er Hilfe brauche, er ignorierte mich, ja schaute mir nicht einmal in die Augen. Es fühlte sich so an, als könne er durch mich hindurchsehen. Ich wusste nicht, ob ich es bereuen sollte, angehalten zu haben, aber es war zu spät, also fragte ich ihn noch einmal, er ignorierte mich schon wieder.

Einige Sekunden später war mein Geduldsfaden gerissen, ich sagte, dass ich losfahren werde, wenn er nicht spricht. Als er mich nur komisch anstarrte, startete ich den Motor und … er öffnete die Tür, ohne etwas zu sagen. Ich bereute angehalten zu haben, ich fragte, wohin ich ihn fahren solle, nichts, schon wieder, respektlos. Er schaute nur auf das Radio «Lieblingsmensch», das Einzige, was er sagte. Das war das Lied, das erklang.

So haben wir uns kennengelernt, vor acht Jahren, an einem Freitagmorgen hat er seinen Lieblingsmensch kennengelernt.

Und siebeneinhalb Jahre später, vor sechs Monaten, veränderte sich unsere Beziehung noch einmal so stark wie an diesem Freitagmorgen.

Ich wusste, was er denkt,
er hatte es mir gesagt.
Ich wusste, was er kann,
er hatte es mir gezeigt.
Ich wusste, wie er die Welt sieht,
er hatte es mir erklärt.
Ich wusste, was er für mich wollte,
er hatte es mir versprochen.
Ich wusste, was er wollte,
er hatte es mich gefragt.
Ich wusste, wer sein Lieblingsmensch ist,
er hat mir in die Augen geschaut.
- Er wusste, was ich wollte,
ich habe weggeschaut.

Am ersten Tag hatte er das nicht getan, weil er zu nervös war, so sagte er es mir. Am letzten tat ich es nicht, weil ich nicht nervös war.

Ich wusste, woran er dachte,
vor siebeneinhalb Jahren war ich die nette Frau, die ihn herumchauffierte. Ich dachte daran, wie respektlos er sich verhalten hatte.

Ich wusste, was er konnte,
er brachte mich zum Lachen, manchmal;
er gestand seine Fehler, manchmal.

Ich dachte daran, dass er mich auch zum Weinen brachte, dass er Fehler machte, viele Fehler.

Ich wusste, was er in der Welt sieht,
ich wusste, dass er die Welt sieht. Aber ich dachte an die Sterne.

Ich wusste, was er für mich wollte, ich dachte daran, dass ich nicht weiss, was ich will.

Ich wusste, was ich sollte, aber war es das, was ich wollte?

War er mein Lieblingsmensch?

Heute rede ich mit meinem Lieblingsmensch darüber, dass es siebeneinhalb Jahre gedauert hat, um herauszufinden, wer mein Lieblingsmensch ist.
Ich liebe Selbstgespräche.

Antonia Zogg 1i (Rang 3)

Mach die Augen zu

«Mach die Augen zu.» Ich bin acht, als mein Vater das zum ersten Mal sagt. Ich sitze auf dem Beifahrersitz und halte seine Hand, während er mich irgendwohin führt, wo ich noch nie gewesen bin. Ich weiss nicht, warum er mich so geheimnisvoll ansieht. Ich weiss nur, dass ich ihm vertraue. Also schliesse ich die Augen.

Der Wind wird stärker. Ich höre Möwen. Irgendwo unter uns rauscht Wasser. Als ich die Augen wieder öffne, liegt vor mir das Meer. Ich renne los, ohne auf ihn zu warten. Mein Vater lacht hinter mir. Seit diesem Tag ist es *unser* Spiel. Immer wenn etwas Besonderes passiert, sagt er es. Beim ersten Schneefall. Bei meinem zehnten Geburtstag. Als wir einmal nachts auf einen Hügel fahren und plötzlich die ganze Stadt unter uns leuchtet. Als ich mit zwölf zum ersten Mal auf einer Bühne stehe. Als ich mit sechzehn meinen ersten Kuss bekomme und danach nach Hause komme, rot im Gesicht und viel zu stolz, um ihm zu erzählen warum. Er merkt es trotzdem. Ich sehe sein Grinsen noch heute.

Mit der Zeit wird aus dem Spiel eine Gewohnheit. Eine von diesen kleinen Gewohnheiten, die man irgendwann nicht mehr bemerkt, weil sie einfach dazugehören.

Mein Vater ist kein besonderer Mensch. Er kann nicht besonders gut kochen. Er vergisst ständig, wo er seine Schlüssel hingelegt hat. Er singt beim Autofahren falsch und tut trotzdem so, als wäre er gut darin. Er lässt seine Tasse überall stehen und beschwert sich gleichzeitig darüber, dass ich meine Sachen herumliegen lasse.

Wir streiten. Natürlich tun wir das. Mit siebzehn finde ich ihn manchmal peinlich. Seine Umarmungen vor meinen Freunden. Seine Nachrichten, wenn ich zu spät nach Hause komme. Dieses ständige Fragen, ob ich genug gegessen habe. Ich verdrehe die Augen. Ich antworte knapp. Ich denke, dass es noch unendlich viele Morgen gibt.

Eines Abends sitzen wir im Auto. Es regnet. Die Scheibenwischer bewegen sich gleichmässig hin und her. Mein Vater fährt langsam, obwohl die Strasse frei ist. Plötzlich sagt er wieder: «Mach die Augen zu.» Ich seufze. Ich bin siebzehn. Fast erwachsen. Ich habe keine Lust mehr auf Kinderspiele. Trotzdem schliesse ich die Augen.

Als ich sie wieder öffne, stehen wir vor dem alten Haus meiner Grossmutter. Ich habe es seit Jahren nicht mehr gesehen. Mein Vater hat den Schlüssel noch immer. Wir gehen hinein.

Es riecht nach Holz, Staub und dem Parfüm meiner Grossmutter, obwohl sie schon lange nicht mehr lebt. Auf dem Küchentisch liegt ein Fotoalbum.

Wir verbringen den Abend dort. Wir schauen uns Bilder an. Mein Vater erzählt mir Dinge über seine Kindheit, die ich noch nie gehört habe. Ich sehe ihn zum ersten Mal nicht nur als meinen Vater, sondern als jemanden, der einmal selbst ein Kind gewesen ist. Jemanden, der Angst hatte. Jemanden, der Fehler gemacht hat. Jemanden, der seine eigenen Eltern verloren hat. Jemanden, der irgendwann selbst Vater geworden ist und offenbar genauso wenig wusste wie alle anderen, wie man einen Menschen richtig liebt. Auf der Heimfahrt schlafe ich ein.

Am nächsten Morgen ist sein Platz am Frühstückstisch leer. Zuerst denke ich, er sei schon zur Arbeit gegangen. Dann klingelt das Telefon. Danach erinnere ich mich an nichts genau.

Nur an das Krankenhauslicht. An die weissen Wände. An die Hände meiner Mutter. An eine Tür, die sich öffnet. Und an diesen einen Moment, in dem ich verstehe, dass ein Mensch innerhalb weniger Sekunden von jemandem, der einfach immer da war, zu jemandem werden kann, der nie wieder durch eine Tür kommen wird.

Mein Vater ist tot.

Ich bin siebzehn. Und plötzlich ist sie da, diese Erkenntnis, die sich vorher so weit weg angefühlt hat: *Es gibt kein später.*

In den Wochen danach gehe ich durch unsere Wohnung wie durch ein Museum. Seine Tasse steht noch auf der Küchenablage. Seine Schuhe stehen im Flur. Auf seinem Handy ist ein Wecker auf sechs Uhr dreissig eingestellt. Ich lasse ihn klingeln. Ich kann ihn nicht ausschalten.

Ein paar Monate später finde ich in seinem Schreibtisch ein braunes Notizbuch.

Zuerst glaube ich, es sei etwas Berufliches. Dann sehe ich meinen Namen. Ich setze mich auf den Boden und beginne zu lesen. Er hat jeden besonderen Moment aufgeschrieben. Nicht nur die grossen. Auch die kleinen. Mein erster Schultag. Der Tag, an dem ich Fahrrad fahren lerne. Der Abend, an dem ich mit Fieber auf dem Sofa liege. Der erste Schnee, bei dem ich die ganze Nacht draussen bleiben will.

Und neben jedem dieser Einträge steht dasselbe*: Augen geschlossen*.

Ich blättere weiter.

Je älter ich werde, desto weniger Einträge gibt es. Mit fünfzehn. Mit sechzehn. Dann finde ich die letzte Seite. Das Datum ist der Abend, an dem wir beim Haus meiner Grossmutter waren. Meine Hände beginnen zu zittern. Dort steht nur ein einziger Satz.

Ich hoffe, dass sie irgendwann versteht, dass ich jedes Mal, wenn ich ihr gesagt habe, sie soll die Augen schliessen, nur wollte, dass sie für einen Moment nichts anderes auf der Welt sieht als das, was ich ihr zeigen möchte.

Darunter ist Platz. Viel Platz. Als hätte er noch etwas schreiben wollen. Ich starre auf die leere Seite. Dann schliesse ich die Augen. Zum ersten Mal sagt niemand mehr, dass ich es tun soll.

Ich sitze einfach da und warte. Auf seine Stimme. Auf seine Hand auf meiner Schulter. Auf das leise Lachen, das immer kam, wenn ich ungeduldig wurde. Auf irgendetwas, das mir beweist, dass ich noch nicht vergessen habe, wie es sich angefühlt hat, von meinem Vater geliebt zu werden. Aber da ist nichts. Nur Dunkelheit. Und plötzlich begreife ich, dass er mir mein ganzes Leben lang beigebracht hat die Augen zu schliessen, um die schönen Dinge besser sehen zu können. Ich habe nur nie verstanden, dass irgendwann der Moment käme, in dem ich sie schliessen muss, um ihn überhaupt noch sehen zu können.

Teodora Zecevic 2pG (Rang 1)